

Volksbühne. „Der Schrei, den niemand hört“, Schauspiel aus dem Ghetto von Elise Feldmann. Statt der Tragik des jüdischen Ghettos, dieses erbärmlichsten sozialen Elendswinkels, kam uns die Verfasserin mit jenem schmierigen Realismus, der dem Leben seinen Jargon ablauscht und ihn, ohne zu gestalten, geschweige denn künstlerisch zu gestalten, kalt und grau auf die Bühne stellt. Eine Handlung ist nicht vorhanden, es gibt nur übertrieben verzeichnete Ghetto-Bilder mit „Kikeriki“-Figuren, der Dialog teils dunkelste Leopoldstadt, teils à la Eisenbach, nur wigloser. Das Ganze ist schablonenhaft und sentimental, und was übrig bleibt, geht sehr auf die Nerven. Es war ein quälender Abend, an dem man für die wunderbar rührende Kunst der Lia Rosen doppelt dankbar war. Ihr galt der starke Beifall, für den sich die Verfasserin bedanken kam. Von den übrigen Darstellern sei lobend hervorgehoben, daß sie trotz allen Eifers nicht gut jüdeln konnten. Bn.

Volksbühne. Heute Sonntag, nachmittags: Wohltätigkeitsvorstellung; abends: Der Schrei, den niemand hört. — Montag und die folgenden Tage: Der Schrei, den niemand hört.

Rudolf Bedermann

Theater- und Kunstnachrichten.

Wien, 12. Februar.

[Vollsbühne.] Man bleibt einigermaßen in Zweifel, was mit dem Titel des vieraktigen Schauspiels aus dem Sjetto von Elise Feldmann „Der Schrei, den niemand hört“ eigentlich gemeint ist. Eine Weile lang denkt man, es handle sich um den Schrei der Jugend hinter Mauern, den die Eltern nicht hören wollen. Dann wieder könnte man glauben, es sei der Schrei der Eltern, der nicht zum Ohr der Kinder dringt, die in die Fremde ziehen. Schließlich wird man ganz irre. Vielleicht war nur der Schrei aller Menschen insgesamt gemeint, irgendein Schrei: die Sehnsucht an sich. Man sieht, das Schauspiel läßt viele Deutungen zu, wie es viele Handlungen auspinnt, in jedem Akt, in jeder Szene eine neue, um sich am Ende doch für keine zu entscheiden. Da lernen wir die verprügelte Kramhändlerin Geize Markstein kennen, deren kleine häßliche Tochter Pamela sich aus der kleinen häßlichen Welt fortsetzt, in der sie zu existieren glaubt. Dann wieder begegnen wir der jungen Hanna Beck, die schuldbeladen aus der großen Welt ins Elternhaus zurückkehrt. Und gleich darauf lernen wir den brutalen Uhrmacher Benzion kennen, der seine Söhne in die Fremde jagt, in Not und Elend. Alle diese Handlungen durchdringen sich nicht, sondern stehen beinahe feindselig gegeneinander, um sich, gerade im Augenblicke, da wir die Lösung erwarten, rettungslos zu verwirren. Gleichwohl ist dieses verfehlte Schauspiel eine starke Talentprobe, es steckt sich hohe Ziele und bringt es fertig, den Zuschauer doch immer wieder aufs neue zu spannen und zu interessieren, oft freilich mit allen, erprobten Hausmittelchen, manchmal aber auch mit einem Schrei, der echt klingt und nicht ungehört verhallt. Das Beste an dem Schauspiel sind allerdings die einzelnen Figuren — bezeichnenderweise lauter Episodenfiguren — die, vortrefflich dargestellt, zu eindringlicher Wirkung gelangen. Fräulein Maja Sering gab mit komischen Senzern und erprobtem Augenzwinkern die alte Kramhändlerin Markstein, Fräulein Via Rosen verließ ihrer schwärmerischen und angeekelten Tochter Pamela künstlerische Schärfe, Herr Kurt v. Lessen brachte in die Brutalität des Uhrmachers Benzion einige versöhnende Güte und Herr Barnay spielte den eifrigsten, geizhastigsten Kaufmann Emanuel Feuer mit überraschenden, ungemein sicher beobachteten Einzelheiten. So gab es einen Erfolg. Man rief die Autorin. Nur der letzte Akt mit seinen grellen und gesuchten Effekten verstaumte. Es ist ein Verstum, zu glauben, daß man schreien muß, um gehört zu werden.

Theater, Kunst und Literatur.

Volkstheater. Zum erstenmal: „Der Schrei, den niemand hört.“ Schauspiel aus dem Ghetto in vier Akten von Elise Feldmann. Ein Symbol, der Titel dieses Stückes, keine Tendenz, ebenso wie sein Milieu. „Der Schrei, den niemand hört,“ das ist das Klagen der Verlassenen um Hilfe, das Ringen der Stummgeborenen um das erlösende Wort. Sie brüten in der dunsterfüllten Enge ihres Gefängnisses, ganz gleichgültig, ob es nun Ghetto heißen mag, oder Einsamkeit, oder Lebensnot, und der Hunger nach Befreiung sitzt ihnen wie ein unerbittlicher Schmerz im Körper. Den Schrei, den niemand hört, Pamela stößt ihn aus, die fünfzehnjährige Tochter der alten Kramhändlerin Markstein, und schon steigt der Schrei auch in dem schiefen Simon auf, auch einem aus der großen Gemeinde der überflüssigen Lebensuntauglichen. Pamela hofft verkehrt und feindselig gegen jeden Einretenden in dem muffigen „Gewölbe“ ihrer Mutter, Simon lauert fast resigniert in dem Laden seines Vaters, des Uhrmachers Fleck, und beide erblicken sie ihren Messias in dem Studenten Adrian Banin; Adrian ist eine Art Oswald Alving ohne pathologische Symptome, ein moderner Prometheus, der soziale Broschüren redet und zuviel Dostojewski gelesen hat. Er will ausziehen, die Schwachen zu schützen und die Bedrückten zu befreien; Simon soll mit ihm, auch Simons Schwester Hanna. Sie hat vor Jahren das Elternhaus verlassen, hat im Ausland nicht gut getan, wollte der „Welt“ und der Sünde in das lodende Auge schauen, der Welt, nach der die kleine Pamela mit so kindlicher Ungebuld schreit, und schließlich ist sie doch zu den Eltern in das Ghetto zurückgekehrt. Man hat sie dort verflucht, aber die erste Sorge der Mutter ist es, der „Verlorenen“ einen recht heißen Tee zu machen, den sie in ihrem „alten Bett“ trinken soll. Nichtsdestoweniger folgt sie dem Studenten, dessen Grundfäße früher oder später sicherlich kollektiv vor der Uebermacht des Begriffes „Karriere“ kapitulieren werden. Adrian läßt Pamela zurück, er schreitet auch über den noch lebenden Leichnam Simons hinweg; der Schrei dieses Unglücklichen verhallt, bis er endlich zum ohnmächtigen Röcheln der Hoffnungslosigkeit wird.

Das Leben haftet weiter, auch durch das Ghetto, wo so viele Menschen, gute und böse, traurige und heitere, die eingegrenzten Kreise ihres Daseins vollenden. Für diese Typen zeigt die Autorin eine scharfe Beobachtungsgabe und viel Humor, auch hat sie es verstanden, die mannigfaltigen Figuren in einer Reihe von Nebenaktionen geschickt mit erfahrener Hand zu gruppieren. Das Stück selbst, ein Erstlingswerk, überrascht zunächst durch seinen glänzlich durchgeführten Aufbau; die dramatischen Momente werden mit einem sicheren Instinkt für die Wirkungen des Theaters gesteigert, die Sprache ist klug, nüchtern, bis auf einige allzu an Papier und Literatur gemahnende Wendungen und Sentenzen von wohlthuender Natürlichkeit, und doch von dem Reiz einer stillen Poesie überhöht und erwärmt. Alles in allem eine interessante Talentprobe. Von den Darstellern wurde die Autorin nach Möglichkeit unterstützt, ja der besonders lebhafteste Erfolg des zweiten Aktes war nicht zum geringsten Teil Fräulein Lia Rosen, der Pamela, zu danken. Sie findet eine Fülle von Schattierungen und Nuancen, nie aber vergißt sie das Grundmotiv: die unerlöste Sehnsucht, mittlingen zu lassen, und immer wieder bricht die in dieser Tragödin so reich aufgespeicherte Wärme und Gewalt elementar hervor; Natur ist auch die ergötliche Mutter Markstein des Fräuleins Sering. Fleck, den Uhrmacher, gibt Herr Bessen mit einer vollendeten künstlerischen Mischung von Brutalität, Zähjorn und zitternder Vaterliebe; in der Rolle des Simon Fleck fiel Herr Berliner auf. Beachtenswert waren auch die Herren Barnay und Schefer. Die übrigen Darsteller, die Damen Danegger, Lange, Wurm, die Herren Mendes, Blümner, Hellmer, mögen sich mit einem summarischen Lob begnügen. Das Stück fand einen starken, ehelichen Erfolg: Fräulein Feldmann konnte sich oft zeigen, ihr dramatischer Erstlingschrei wird sicherlich nicht ungehört bleiben. —ey—

— **Volksbühne.** „Der Schrei, den niemand hört“, ein Ghetto-Schauspiel von Elise Feldmann. Das ist ein hysterisch erregtes, schwerfällig in Fluß geratendes und zum Schluß ganz ungehoben klaffendes Stück. Und doch ist Talent spürbar, ein dumpfes, unklares Wollen ringt darin nach Ausdruck, etwas von dem alten Fluch des jüdischen Blutes, seiner Unstetheit, seinem quälerischen Zweifel in darin lebendig. Im übrigen ist die verworrene, trübselige Angelegenheit recht unerquicklich und auch als Mitleidstück ohne Bedeutung. Seltsam ist es und gibt wieder einmal zu allerlei Gedanken Anlaß, wie sich in den letzten Monaten das jüdische Jargon — und Mitleidstück die Wiener Bühnen erobert hat. Gejüdelst wird, wie uns scheint, in der Neubaugasse etwas weniger echt als in der Wasagasse. Vollends Frau Danegger will sich nicht an den Gebrauch der redenden Hände gewöhnen, ihm Mahmen des Spieles ein Fehler, für uns ein erquicklicher Ruhepunkt. Fräulein Lia Rosen spricht als allkluges, freches Jüdenmädli mit unbeschränkten geschlechtlichen Trieben durch das Stück. Ein Weiskall, der nicht weniger hysterisch klang, als das Stück, rief die Verfasserin oftmals auf die Bühne.

Volkstbühne.

Ein Ghetto-drama von Else Feldmann „Der Schrei, den niemand hört“ ist eine meisterliche Schilderung der Typen und des Milieus vom Ghetto. Vor ihr tritt die Handlung in den Hintergrund. Die Autorin verfolgt bloß den einen Zweck, die Entertien ihrer Religion, die vom Glücke Ausgestoßenen im allgemeinen, zu zeichnen. Der sehr freundliche Erfolg des Erstlingswertes ist auch der durchwegs tadellosen Besetzung zuzuschreiben. Wir nennen daher, ohne einen Namen herauszugreifen, die Damen Lia Rosen, Maja Sering, Berta Danegger, Afla Lange und Anni Mewes, die Herren v. Lessen, Berliner, Barnay, Mendes, Mouth, Feisler und Gelmer. Lia Rosens Gastspiel dürfte allem Anscheine nach nicht so bald beendet sein.

Dr. Bloch's Österreichische Wochenchrift, 18. 2. 1916

17-11-1998 10:25 +43 1 5355046
Dr. Bloch's Wochenchrift

JUEDISCHE MUSEUM BIBLIOTHEK

P. 02

Schur haschirin, diesem Liebestied, am Sabbat gesagt: „Küsse mich! Küsse deines Mundes! Deine Liebe ist süßer als Wein!“ So muß man auch den Sabbat lieben, dann ist er ein Dreg, eine Wonne. Sabbat ist unsere Prinzessin und junge Königin.

Bei Mussaph wieder wird die Melodie ernster, getragen. Aus dem jungen Ehemann ist der besorgte Hausvater geworden. Mann und Weib tragen gemeinschaftlich Leid und Freude. Da gilt nicht mehr Hüpfen und Springen und Tanzen, man ist ja älter und ernster geworden, dafür ist aber die Freude inniger und tiefer. Mann und Weib sind ganz eins geworden. Und die Prinzessin, die Königin? Nun, Sabbat ist die Königin, wie das Weib die Königin des Hauses ist. Um den Tisch sitzen Kinder herum, die Pechern und Schäkern wieder, wie die Frau früher einmal als Mädchen. Nur kurze Zeit noch, die Sabbatsonne neigt sich nach Westen, das Minchahgebet am Nachmittag naht heran mit seinen schweremütigen Tönen. Mann und Weib haben ja nicht mehr viele Jahre auf Erden beisammen zu bleiben. Der Abschied rückt näher: bald wird der Vorhang niedergehen und das Schauspiel auf Erden wird zu Ende sein. Noch einmal laßt uns fröhlich sein und alles in der Erinnerung durchleben. Schön war's! Und hell und dankerfüllt klingt's beim Ausgang des Sabbat: „Lebowid boruch adonaj zuri.“ „Gepriesen sei Gott, der immer hilft!“

Das, mein Lieber, singen wir an jedem Sabbat. Das Leben des Juden mit seiner Gemühtiefe, seiner Familieninnigkeit, seiner treuen Gattenliebe. Und das gibt Kraft und Frische für die ganze Woche, wenn der liebe, heilige Sabbat auf sechs Tage fortgeht.

Nun antwortet mir einmaß: „Versicht das euer neuer Oberkantor?“

Und der alte Chasan ging fort und wartete gar nicht meine Antwort ab.

Saaß.

Dr. Simon Stern.

Theater und Literatur.

Der Schrei, den niemand hört. Ohne die Absperrung, in der wir gegenwärtig von der feindlichen Literatur leben, wäre Elsa Goldmanns beweglicher Schrei aus der ethischen und ästhetischen Not des Schellos wohl nie zu dem Premierpublikum der so verdienstlich wirkenden Wiener Volksbühne gedrungen, einem Premierpublikum, unter dem wir mit Vergnügen fast das ganze literarische Wien, mit Arthur Schnitzler an der Spitze, sahen. So wurde diesem starken Talent, dessen Begabung aber keineswegs in der dramatischen Richtung zu liegen scheint, letzten Samstag Gelegenheit geboten, mit dem Großstadtpublikum erste Fühlung zu nehmen. Die fast unglaublichen technischen Ungeschicklichkeiten der Verfasserin, die stark zur Parodie herausfordern, ließen dank teilweiser glänzender Beleuchtung und vorzüglichster Regie das Publikum nicht vergessen, was es einem Talent schuldet, das aus dieser Chettonacht zum Licht rang, und die Wut, worin wurde oft und freudig gerufen. Die jüdische Cottage und die jüdische Negerlegasse, also die jüdische, sagen wir Hannovergasse, mit erschreckender Naturwahrheit und kinematographischer Treue gesehen, sind mit eigenem Verdict dargestellt, in vorzüglichster Sprache, in die sich auch nicht ein falscher Ton einschleicht, und der nur von den Kritikern als falsch empfunden werden konnte, die nicht, wie ich, gerade Lohndrübe von Nachheren aus diesem Milieu kamen, und die Wahrheit der Schilderung

m.
n.
stimmte in seiner ersten
seiner ersten, und wenn
and an die Wange
e dadurch nicht an
an ausführen, Syn-
te ihm ein trauriges
jelt, hätte er den
gens den Schlüssel
der Hand getragen
afan, der sich schon
wie hochmütig auf
Noten zu lesen ver-
auf den neuen, und
lorten: „Ein Unter-
sein, ein Chasan ist
pas in unserer Ge-
in am Freitagabend
Sabbatvormittag?“
eine Freude zu be-
Prinzessin Sabbat“
er am Freitagabend
hart:
entischkeit
:Auch, aufrichtig
dieses längere Zeit,
er freudig, sagte
er noch nicht ganz
ine.“ „Der Heine
er gehört, er muß
te Chasan war ein
und des Chassidis-
tudenten, das man
dadurch seine Gerad-
er weiter, „Was
Synagoge singen.
Prinzessin und wie
gehört uns, einem
gegeben hat. Und
h von dieser Prin-
zen. Wie soll sich
te mit einer wirk-
e vorstellen? Doch
er gern hat und
nicht, wie sie jetzt
gend als Mädchen
wie sie sein Weib
it ihm zusammen

X

3

mit ihm zusammen
na, da ist ein ganz
hüpft und springt
benb, da trillert der
dere Baglein klingen,
gkeit, lauter Freude,
ube, Augen und
is ist rote gleich nach
ngelt um die Junge
le ihr das nennt.
im ihre Geküß, er
sam den Gehirg bei
das nicht ein Lieb-
rb ja auch nicht im

Schleier, und der nur von den Kritikern als falsch empfunden werden konnte, die nicht, wie ich, gerade todtmüde von Nachdenken aus diesem Milieu kamen, und die Mährheit der Schilderung prüfen konnten. Wie unbekannt die unteren Schichten unseres Volkes den sogenannten besseren sind, konnte ich trotz der Kriegs-aid:ist der Frau ein immer wahrnehmen, obwohl gerade Fr. Feilbmann's photographische Darstellung beweist, daß im Judentum in den Typen nur graduelle Unterschiede zu finden sind. So ist die Dachstimmer der Irddlerin, bei der am Abend Jung und Alt seine Sorgen ausschüttet, eine Art Salon, wie der vornehme der Frau Wanda Weissenfels; so haben wir für Daniela und Anna Glad, die nicht nach alter Sitte dem Mann zugetrieben werden wollen, wie die „Ruh denn Stier“, in unseren Kreisen genug tragisch erfindende, hochbegabte junge Mädchen; so hat der Ged und Mit- glied, der sozialistisch angehauchte Uhrmacherehring, dessen Ver- führungsgeschichte ein technisch unglaublich, kindisch ausgefaßtes Stück ist, auch in unseren Großindustriekreisen ihre Gegenstücke, ja selbst für die Ehekränkungen des Hauses Glad, wo der Mann nie vor- zeihen kann, daß die Schwägereltern ihn mit der Wittigst betrogen haben, können wir genug Analogien finden. Noch steht die Autorin



nicht genug über ihren Figuren, noch lebt sie selbst zu sehr mit ihnen, als daß sie die kühle Distanz gewinnen könnte, sie im Interesse der Technik des Stüdes mit überlegener Dichterhand zu bewegen, und so fagen sie nach hin und her, wohn eigenes Leid sie treibt. Unter den Darstellenden ragte Herr v. Pellen als brutaler Uhmacher, in dem schließlich doch das Vatergefühl siegt, der Ged des Herrn Barakay, die kluge, in Maste und Bewegung vorzeifliche Irddlerin der Frau Gerling, Frau Daneggars brave Uhmachersfrau, und Lia Rosen, in einer ihr wohl auf den Leib geschriebenen Rolle heraus, einer Rolle, in der die Dichterin wohl teilweise sich selbst und gerade des- wegen aus der guten Willieuschilberung herausfällt, denn ein so begabtes 15jähriges Judentüdel finden wir im Ghetto stets als Schülerin des Mädchenunterstützungsverelnes, des Lehrmädchen- hortes, wenn nicht gar des Mädchengymnasiums, nicht faulenzend auf dem Sofa. Elsa Friedmann wurde selbzeit als Dichterin und Regisseurin des Prologes der Eröffnung des Kaiser Franz Josef-Erdolungstheaters in Teebenstein auf Veranlassung der Frau Rosa Ziffner zuerst weiteren Kreisen bekannt. Wachte ihr, wie Alfons Wegald, beschrieben sein, ein Jahr von den Käm- mern ihrer Jugend im sonnigen Süden auszurufen, damit wir manch feine literarische Gabe von diesem ursprünglichen Talent erwarten können und auch etwas Sonnenschein in ihre Kunst falle. — Wenn wir an Samstagabenden Helrich Mendle's ge- artige Schöpfung der Tonnschalle besuchen, bilden wir in so manches getrig verteilte, jugendliche Gesicht. Der Eegen vieler Institution ist so recht aus diesem Ghettohau zu erkennen, das gelat, wie viele Kindheit und Jugend sich nach Bildung sehnt, und wer weiß, wie manches Talent tünftig. Schon in früherer Jugend in diesem Saal mit Meisterwerken der Tonkunst und Dichtung vertraut, den Weg von der Reichtienau zur großen Kunst suchen und finden wird.

Blotig.

Jüdische Bühne, Direktion S. Wodzamez, 2. Bezirk, Tabakstraße 12. Wochensprogramm: Freitag, den 19. Febr. „Echt-Jaschelm“, Samstag, den 20. Februar, „Das X. Gebot“, Sonntag, den 21. Februar, nachmittags halb 4 Uhr, halbe Preile: „Die Was Jehde“, abends 8 Uhr: „Wühlich'se Felten“, Montag, den 22. Februar: „Chonele, die Mherin“, Dienstag, den 23. Februar: „Schulim Bojes“, Mittwoch, den 24. Februar: Ehrenabend, „Marje, der Held“, Donnerstag, den 25. Februar: Gordin-Abend, „Gott, Mensch und Teufel“.

Vertha Tschakny grü. Ehrlich-Stiftung.

Anzahl der Plätze: Drei im Betrage von zusammen Kr. 388.—
Bewerbungsberechtig sind: Arme.
Besonders sind: Besonderen der Stiftungsnamensträgerin ohne Rücksicht auf den Verwandtschaftsgrad, sowie Personen, welche mit Verleihen in der Stellenliste nicht aber den letzten Grad hinaus verwandt sind.
Verleihungstag: 18. Elwan — 17. Juni 1916.
Gesuchsbefragte: Geburtschein, Armutsgugnis, gegebenenfalls legaler Nachweis der Verwandtschaft mit der Stiftungsnamensträgerin.
Letzter Tag der Einzelungsfreit: 29. Februar 1916.
Einreichsstelle: 1. Bez., Sellenstettengasse 4, 2. Stod (Einreichungsprotokoll).

Josef und Gertrude Adler-Stiftung für Wohnungszwecke.

Anzahl der Plätze: Unbestimmt, in Beträgen von Kr. 40.— bis Kr. 60.—, zusammen Kr. 240.—
Bewerbungsberechtig sind: Arme Personen israel. Religion.
Besonders sind: Arme Verwandte der Stifterin, Frau Gertrude Adler, Witwen mit unversorgten Kindern, alle arbeitsfähige Frauen oder Mädchen, die sich durch Handarbeit ernähren, sowie dem Verleihe angehörende Personen.
Verleihungstag: 28. April 1916.
Gesuchsbefragte: Geburtschein, Armutsgugnis, bei Witwen Bestätigung über den Tod des Gatten.
Letzter Tag der Einzelungsfreit: 29. Februar 1916.
Einreichsstelle: 1. Bez., Sellenstettengasse 4, 2. Stod (Einreichungsprotokoll).

Israeltisches älteres Mädchen mit guten Zeugnissen sucht Stellung als Stütze der Hausfrau zu einer alleinstehenden religiösen Dame. G.-fl. Zuschriften an die Exped. des Blattes.

In rituellem Hause wird Pension samt pädagogischer Aufsicht für Ober- gymnasialschüler gesucht. Anmeldungen samt Preisangabe sind an Dr. Schorr, VIII, Pflanzengasse 56/8, zu richten.

Der gerichtlich beedete Dol-
der hebräischen und jüdischen Sprache für Zivil- und
SIGMUND HABER
wohnt Wien, II., Praterstrasse 10, Tür 21, Spree
2 bis 3 Uhr nachmittags.

גאנזשעם
Gänseschm-
roh und ausgekocht
sowie **Prima Fett-Gän-**
zu den billigsten Preisen und jedes Quantu
Frieda Toch, Wien, VII., Schotten-
Telephon 38.1

WEISS- UND ROTWI-
Szamarodner und Tokayer Kosche
Pessach, ferner österreichische und un-
Flaschenweine liefert billigst
M. KLEIN
Weingrosshandlung, Nikolaus-

Gegründet 1870 Gegr.
Planoforte-Fab-
JOHANN BELEHR
Wien, VII/2, Mechtartl
Reparaturen und Stimmungen billigst. Einkauf un-
zu besten Bedingungen. Auch Versand nach a

Villa Seegarten **Konstanz a. B.**
Fernruf Nr. 178
Töchterpensionat u. Haushaltungsschule
Zum 1. Mal Einweihung der neuen eigenen
grossen Park mit Tennisplatz, Liegeterrasse,
heizung, Warmwasserversorgung. Gründl. wiss-
Ausbildung durch tüchtigste Lehrkräfte. Beson-
teilung zur Erlernung des Haushalts.
Erste Referenzen. Näheres durch !

HAUS-
MODI
zur Erzeugung
Mehle und
MAZZE!
Für Hand- o.
Klein- u.
Schleiben!
Diese Mühle
unverwundlich
sicher, nicht
falsch, kein
Schmirgelöl
benötigt
PREIS
jeder Betrag
Offerte und
gratis u
JO-
HERL
technisc
Wien

Mod. K mit Planfob.

17-11-1998 10:24 +43 1 5355046

JUEDISCHES MUSEUM BIBLIOTHEK P.01

FAX

Jüdisches Museum der Stadt Wien, Bibliothek

Seitenstettengasse 4
1010 Wien

Datum: 17.11.98

Anzahl der Seiten (Inkl. Deckblatt): 3

An: Dr. Herbert Exenberger
DÖW

Von: Mirjam Triendl

Telefon: _____

Telefon: ++43-1-535 04 31/82

Fax: 6350397

Fax: ++43-1-536 50 48

Kopie an: _____

Bemerkung:

- | | | | |
|---------------------------------------|---|--|---|
| <input type="checkbox"/> Zur Kenntnis | <input type="checkbox"/> Zur Erledigung | <input type="checkbox"/> Zur Stellungnahme | <input type="checkbox"/> Mit bestem Dank zurück |
|---------------------------------------|---|--|---|

Lieber Herr Dr. Exenberger,
 Anbei der gewünschte Artikel über Elsa Feldmann,
 mit Grüßen
 Mirjam Triendl

